



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L., W.: Leibniz, der Gegner Ludwigs XIV.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Leibniz, der Gegner Ludwigs XIV.

Dr. Edmund Pfeleiderer, Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger. Leipzig, Fues' Verlag 1870. — Dr. Edmund Pfeleiderer, Leibniz als Verfasser von 12 anonymen Flugschriften. Leipzig, Fues' Verlag 1870.

Mit Staunen und Rührung werden spätere Geschlechter auf den unverwüthlichen Idealismus zurückblicken, der unserem Volk in den schlimmsten Perioden seiner Geschichte treu geblieben ist, und der, selbst den Antrieb zum Besseren in sich tragend, dasselbe stets in bessere Zeiten hinübergerettet hat. Oftmals ist geschildert worden, wie in der Zeit, da unser Reich im Sterben lag, der Deutsche in das Land des Schönen flüchtete, und die höchste Blüthe unserer Literatur zusammenfiel mit dem tiefsten Stand unserer nationalen Existenz. Oftmals ist Goethe angeklagt worden, daß er, während die Schlachten um unser politisches Sein und Nichtsein geschlagen wurden, heiteren Sinnes die Urpflanze suchte und in die Probleme der Farbenlehre sich vergrub. Und doch ist es vielleicht noch wunderbarer, daß ein deutscher Denker, der zwei Jahre vor dem westfälischen Frieden geboren wurde und zwei Jahre nach dem Ende des spanischen Erbfolgekriegs starb, dessen Leben in die dunkelste Zeit der deutschen Geschichte fiel, daß G. W. Leibniz in beneidenswerther Heiterkeit des Gemüths ein philosophisches System ausdachte, dessen triumphirender Gedanke die Harmonie aller Dinge ist. Und was das Erstaunlichste ist, der Denker, der mit sicherer Beweisführung diese Welt für die beste aller Welten erklärte, dieser Zeitgenosse Ludwigs XIV. und seiner Raubkriege, war ein Deutscher durch und durch, mit jeder Faser seines Geistes.

Immer wieder erinnert das Wesen Leibnizens an den großen Weimaraner. Dieselbe zum Frieden und zum Ausgleich neigende Natur, derselbe unerschütterliche Gleichmuth in allen Wechselfällen des Lebens, derselbe Universalismus in den Studien und deren Begründung auf die Naturwissenschaften, derselbe Wissensdrang und derselbe Zug zu einer allumfassenden Weltbildung. In Einem doch ist Leibniz noch vielseitiger gewesen. Er war nicht bloß ein Patriot, sondern er war auch zum Politiker angelegt, zum

Staatsmann. Ihm war es Bedürfniß unmittelbar zu wirken und die Bildung selbst galt ihm nichts, wenn sie nicht fruchtbringend für das Leben verwendet würde. Mit seiner Gewohnheit der Contemplation, die alles harmonisch zusammenschaute, contrastirt merkwürdig der rastlose Eifer, zu dem ihn die Theilnahme für die großen politischen Ereignisse seiner Zeit hinriß. Sehr unvollkommen war bisher diese Seite seines Wesens bekannt. Jetzt ist sie Jedermann zugänglich durch das treffliche Buch von Edmund Pfeleiderer, das die Ausgaben von Onno Klopp und Foucher de Careil zum erstenmal für einen größeren Leserkreis verwerthet, und zwar so, daß das Strengwissenschaftliche ausgeschlossen wird und nur die nationale Seite in Leibnizens Wirksamkeit zur Darstellung kommt.

Allerdings sind jene — leider nach unvollendeten — Sammelwerke auch sonst schon benutzt worden. Zwar Hettner, der sich hier auf Biedermann stützt, folgt noch zu sehr den aus der bisherigen Unkenntniß entsprungenen Vorurtheilen. Die Darstellung Runo Fischer's, klar und geistreich gruppiert, ist doch nur ein Abriß, der die Reproduction der Leibnizischen Philosophie einleitet. Eine ausführliche populäre Biographie hat neuerdings ein hannoverscher Pastor Grote herausgegeben, „Leibniz und seine Zeit“, der aber dabei einen specifisch welfischen Leserkreis im Auge gehabt zu haben scheint, denn er läßt Leibniz als Welfenapostel gegen das heutige Preußen-Deutschland aufmarschiren. Eine Darstellung der Leibnizischen Theologie hat A. Pichler unternommen, der schismatische Katholik, der für seine Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident erst den geforderten Widerruf leistete, dann den Widerruf widerrief und für sein neuestes Werk jedenfalls keine günstigere Meinung bei den Männern des Index für sich erwecken wird, denn sein Ideal ist der Leibnizische Gedanke einer vereinigten deutschen Nationalkirche. Ein eifriger Lutheraner hat sogar die Befürwortung der christlichen Missionen durch Leibniz zum Gegenstand eines eigenen Schriftchens gemacht. — Was aber Leibniz für das deutsche Volk gewesen ist, hat für das Volk zum erstenmal E. Pfeleiderer dargestellt.

Auf gründlichen Studien beruhend ist doch die Schrift mit frischem jugendlichem Sinn geschrieben und mit der begeistertsten Freude, der Nation Einen ihrer Besten zurückzuerobern. Sie ist zum Theil apologetisch gehalten, aber das erforderte die bisher vorherrschende Behandlung Leibnizens. Den künstlerischen Eindruck stört wohl zuweilen der stoffliche Charakter des Buchs; allein dieser Mangel ist zugleich ein Vorzug. Es war unumgänglich, möglichst Vieles aus den Schriften Leibnizens selbst mitzutheilen, und man kann für diese reichlichen Auszüge und Uebersetzungen nur dankbar sein, sofern die mehrsprachigen Originalwerke doch nicht Jedermann zugänglich und noch immer

vielefach zerstreut sind. Auch diese neueste Darstellung kann noch nicht eine abschließende sein. Noch sind die Schätze des Leibnizischen Geistes nicht völlig gehoben. Er pflegte alle politischen Schriften anonym herauszugeben und so mag außer den Handschriften im hannoverschen Archiv manches Flugblatt aus seiner Feder vorhanden sein, das der richtigen Bezeichnung noch harret. Pfeleiderer hat selbst einen beachtenswerthen Fund von Leibniziana gemacht. In einem Fascikel von Flugschriften aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, den er auf der Tübinger Universitätsbibliothek fand, glaubt er neben zwei bekanntermaßen Leibnizischen Schriften zwölf andere entdeckt zu haben, die er mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit auf Leibniz zurückführt. Einem so genauen Leibnizkenner darf man wohl einigen Takt in diesen Dingen zutrauen. Er hat seine Hypothese übrigens ausführlich in einer eigenen Schrift begründet und man wird bei der Mehrzahl der Schriften die Gründe als überzeugend anerkennen müssen. Eben diese Schriften füllen dann in sehr willkommener Weise eine doppelte Lücke in der politisch-literarischen Thätigkeit Leibnizens aus, die eine während seines Aufenthalts in Paris in den Jahren 1672—1676, die andere während der Verhandlungen des Nyßwicker Friedens im Jahr 1697. Schon jetzt hat man eine fast ununterbrochene Perlschnur Leibnizischer Schriften, welche mit weitblickenden Ideen, wie mit praktischem Rath die politischen Ereignisse des Vaterlands begleiten, bald an das Volk sich wenden, bald an die Fürsten, aus denen bald der rechnende Staatsmann redet, bald der warme Patriot und Agitator.

Die eminente Vereinigung dieser beiden Eigenschaften ist es, was Leibniz ganz besonders charakterisirt. Nichts unbilliger, als in ihm den Hofmann zu sehen oder gar den Vertreter jener französisirenden Staatskunst, die nach dem westfälischen Frieden in den deutschen Territorien einriß. Warum er an die Höfe strebte, darüber hat er sich selbst sehr bezeichnend ausgesprochen: „Diejenigen, welche die etwas sparsame Natur, um die Welt bunt zu schattiren, mit einem geringern Grad des Verstandes und Macht begabt, thun ihrem Gewissen genug, wenn sie sich als Instrumente der Ehre Gottes brauchen lassen. Welche mit Verstand ohne Macht von Gott versehen, denen gebührt zu rathen, gleichwie denen die Macht gegeben, gütig Gehör zu schenken, gute Vorschläge nicht in den Wind zu schlagen, sondern zu gedenken, daß gute, aber verachtete Rathgeber vor dem allwissenden Richter demaleinst, auch schweigend, ihnen als Vorwurf ihrer Trägheit und Schlechtigkeit zum Schrecken stehen werden. Welchen aber Gott zugleich Macht und Verstand gegeben, das sind die principalesten Instrumente, das sind die Helden von Gott geschaffen, deren unschätzbares Talent aber, so es vergraben, ihnen schwer fallen wird.“ Leibniz war sich bewußt, nützen zu können als Rathgeber der Großen; er hatte den unwider-

stehlichen Trieb zu wirken, und darum zog es ihn nach den Sitzen der Macht. So war er erst am einflußreichen Mainzer Hof, dann an demjenigen Hannover, an dem er am längsten verweilte, und von dem er in Verwandtschaft der Herrscherhäuser den Uebergang nach Berlin fand, wo seine Wirksamkeit bekanntlich durch die Gründung der Academie bezeichnet ist. Und während der Kriege gegen Ludwig XIV. zog es ihn wiederholt nach Wien, als dem damaligen Mittelpunkt der auswärtigen deutschen Politik gegen Frankreich. So schreibt er im Jahr 1695 von Hannover aus an seinen früheren Schüler, den kaiserl. Rath Boineburg in Wien: „dies Land liefert mir wenig Stoff. Ihr seid an der Quelle, von der die Beschlüsse ausgehen, welche ganz Europa in Bewegung setzen; ihr seid im Amphitheater der Oper, wir nur in den Nebenlogen oder im Parterre.“ Im Jahr 1680 war ihm Hoffnung auf eine Anstellung in Wien als Bibliothekar und Reichsgeschichtschreiber gemacht worden. Leibniz antwortete, er hätte sich schon längst glücklich erachtet, dem Kaiser dienen zu können. „Ich habe ja viele Gedanken und Vorschläge für den Kaiser und das Reich, mit denen ich einen ganzen Band füllen könnte, nur möchte ich sie nicht am unrechten Ort und zur falschen Zeit verpuffen. Doch — bemerkt er in der Nachschrift — wäre es mir nicht unlieb, wenn Du auf Umwegen diesen Brief dem Kaiser nahe bringen könntest. Nur möchte ich nicht bloß die Wiener Bibliothekarstelle; das hieße aus dem Tageslicht der Geschäfte in das Dunkel zurücktreten. Nur eine solche (zugleich praktische) Anstellung (etwa als kaiserlicher Rath) würde mir genügen, wo ich Gelegenheit hätte, meinen Eifer zu entwickeln, und dann erst würde ich mich glücklich und befriedigt fühlen. Auch noch später erneuert er die Versuche, „weil er, obwohl nicht ins Innere der Geschäfte eingeweiht, doch über die neuesten Staatsereignisse wohl einiges Brauchbare sagen könnte.“ Allein alle diese Versuche mußten daran scheitern, daß ihm, dem Protestanten, die in Wien herrschende Jesuitenpartei entgegen war.

So konnte er auch seinem staatsmännischen Trieb nur als gelegentlicher Rathgeber, nur als Schriftsteller genug thun, in Mémoires, die für den Gebrauch der Höfe bestimmt waren. Aber dies war nur die eine Seite seiner politisch-literarischen Thätigkeit. Gleichzeitig sucht er auf die Oeffentlichkeit, auf das Volk selbst zu wirken und in diesen populären, meist deutsch geschriebenen Schriften kommt dann, durch keine diplomatischen Rücksichten gehemmt, die patriotische Gesinnung des rastlosen Gelehrten zu ihrem vollen, oft großartig herediten Ausdruck. Wenn jene Staatschriften mit ihrer Zurückhaltung und ihrer Vertiefung in das Detail nicht selten mißverstanden werden konnten, so lassen die populären Schriften, in denen er sich zu dem Gemeinfinn seines Volks wandte, keinen Zweifel an der Wärme und Tüchtigkeit seiner

Gefinnung aufkommen. Er, der von Haus kosmopolitisch angelegte europäische Gelehrte, vermag es nicht, sein tief darniederliegendes Volk zu verleugnen; wenn sein Herz für das Wohl der ganzen Welt schlägt, so ist für ihn die Hebung des eigenen Volkes nicht bloß der Ausgangspunkt, sondern er sieht in ihm das „Mittel Europas“, den tüchtigen Kern der Menschheit, der nicht besser geholfen werden kann, als wenn den Deutschen geholfen wird.

Es ist von großem Interesse, in der langen Reihe von Schriften, mit welchen Leibniz durch vierzig Jahre dem Gang der europäischen Ereignisse folgte, das einemal den Staatsmann, das anderemal den Patrioten herauszuhören. Er ist immer beides zugleich, aber je nach dem Zweck der Schrift überwiegt das eine oder das andere. Seine Anlage ist offenbar die des Diplomaten. Mit merkwürdiger Sicherheit tritt er dreiundzwanzigjähriger gleich in seiner ersten politischen Schrift auf, welche der polnischen Königswahl im Jahr 1669 gilt. Er faßt die europäischen Verhältnisse im Großen und leitet aus ihnen die Aufgaben der Gegenwart mit der unwiderstehlichen Logik des Mathematikers ab. Eine der Gefahren, die Deutschland drohen, ist das russische Barbarenreich. Polen bildet eine Schutzmauer gegen dasselbe; mit Deutschland zusammen soll es ein Damm sein gegen alle Weltreichgelüste, „mögen sich solche regen, wo sie wollen.“ Daher das deutsche Interesse an der Königswahl, welche Leibniz — vergebens natürlich — auf den Pfalzgrafen von Neuburg gelenkt wissen will. In den Rathschlägen, welche der Verfasser den Polen für ihre innere Politik erteilt, ist zugleich die Beziehung auf das eigene Vaterland unverkennbar. Was er von der Schwierigkeit sagt, zwischen den Klippen einer zuchtlosen Auflösung und einer geisttödtenden Centralisirung hindurchzusteuern, was er insbesondere über das Bedürfnis nach vernünftiger, namentlich mehr einheitlicher Gliederung sagt, hat gleichzeitig Deutschland im Auge.

Die nächste Gefahr aber drohte Deutschland vom Westen. Im folgenden Jahr begann Ludwig XIV. seine Feldzüge gegen Holland und das Reich; dies blieb fortan die europäische Constellation und gab auch der literarischen Thätigkeit Leibnizens dauernd die Richtung. Er bleibt der unermüdete, trotz aller Mißerfolge immer schlagfertige Gegner des französischen Königs, nur daß er, immer an das Concrete, Nächstliegende anknüpfend, Waffen und Mittel wechselt, und das einemal die Sache mehr als kühler Staatsmann angreift, das anderemal agitatorisch sich an die öffentliche Meinung wendet. Die Schrift, welche er 1670 und 1671 zum Theil vor, zum Theil nach dem Ausbruch des holländischen Krieges und nach der Wegnahme Lothringens schrieb: „Bedenken, welchergestalt die Sicherheit des deutschen Reichs auf festen Fuß zu stellen“, ist eine Staatschrift im eminenten Sinn. Leibniz vertritt darin

den Standpunkt der damaligen Kurmainzischen Politik, die bemüht war, den Status des westfälischen Friedens festzuhalten und im Interesse des Friedens und des Gleichgewichts zwischen Frankreich und Oestreich zu vermitteln; für die Dauer ein gänzlich unhaltbarer Zustand, aber von Leibniz vor Allem im Sinn der Rüstung und Sammlung der Kräfte vertheidigt. Er rieth den Holländern, gegen welche allein Ludwig zu einem Schlag aushole, diesem zuvorzukommen und in Frankreich einzubrechen. Den Eintritt des Reichs in die Tripelallianz von Holland, England und Schweden widerrieth er aber, theils weil auf diese Allianz, die selbst schon im Schwanken, kein Verlaß sei, theils aber aus dem triftigsten aller Gründe: Deutschland ist gar nicht in der Verfassung, einen Krieg gegen Frankreich zu führen. „Abgesehen davon, daß wir in unserer dermaligen Zerfahrenheit von Niemand sehr als Bundesgenosse begehrt und geehrt sind; wir sind zu Haus nicht in der Postur, daß wir andere außerhalb des Reichs zu garantiren uns verbinden und offeriren sollten. Offen sage ich es: denn ja die Wahrheit zu bekennen, kein Mensch außer dem Reich von uns defendiret zu werden hoffet oder begehret. Bei gegenwärtigem unserm Zustand hat Niemand, der sich in Bündniß mit uns einläßt, sich etwas anderes zu getrösten, als daß er uns werde beschützen müssen und hingegen von uns wenig zu erwarten habe. Lasset uns daher erst und zuvor uns in eine beständige und considerable Postur setzen, so werden sie wohl eine andere Reflexion auf uns machen müssen. Das deutsche Reich konnte glücklich sein, wenn es nur wollte, denn die Leute sind herzhast und verständig, das Land groß und fruchtbar genug. Gleichwol aber gibts nichts desto minder die tägliche Erfahrung, daß Deutschland bei weitem nicht in solchem Flor und Stand set, als es zu sein in seinen Kräften ist. Denn der Schäden zu geschweigen, so es in diesem letzten (30 jährigen) Krieg gelitten, die nichts als die Zeit verbessern kann, so sind doch auch gleichwol der Mängel viel, die wir Niemand als uns selbst zu danken . . Und welches ist nun die Hauptgefährlichkeit, das pressirende Hauptsymptom? Nicht etwa die Schäden in Handel, Münze, Recht, Religion, welche Stücke zusammen genommen uns zwar langsam schwächen und endlich unfehlbar ruiniren, nicht aber verhoffentlich alsobald über den Haufen werfen können. Was unsere Republik aber auf einmal stürzen kann, ist ein in- oder äußerlicher Hauptkrieg, dagegen wir ganz blind, schläfrig, blos, offen, zertheilt, unbewahrt und nothwendig entweder des Feinds oder, weil wir bei jeziger Anstalt solchem nicht gewachsen, des Beschüzers Raub sein. So wie es jezt steht, hängt das Reich nur an ienem seidenen oder strohernnen Faden noch zusammen. Alles, was für die Sicherheit nothwendig ist, fehlt. Was die Geldsachen betrifft, die Contingente, die oberste Leitung, so ist Alles kläglich bestellt und viele Reichsstände sehen gar des Reiches Verwirrung und Elend nicht ungern und

hoffen davon Vortheil für sich, während die Großen wie die Kleinen nichts mehr fürchten als Ordnung, Einheit und Oberleitung . . . Und ein so klägliches Reich sollte Frankreich gegenüberreten, dem Nachbar, der in Allem sein gerades Gegentheil ist? einem blühenden, kraftvollen, geordneten Reich, von einer fleißigen, monarchischen Bevölkerung bewohnt? Die Absicht Frankreichs geht dahin, in Deutschland Meister zu sein, um die schiedsrichterliche Stellung in Europa zu erlangen. Das geht nicht mit Gewalt, aber mit Intriguen. Oeffentlich Haupt des Reichs zu sein, wie Franz I. gesucht, thut sich nicht, also bleibt nur gewisser im Reich gemachter Allianzen und Factionen heimlich Haupt zu sein. Solche Allianzen zu schmieden giebt's viel Prätexte und Occasionen, kein Prätext aber ist scheinbarer und universal, als der von der Garantie des Friedensinstruments genommene, mittelst dessen Frankreich sich in alle des Reichs Sachen mischen kann. Ueberall ist es bereit, beizuspringen als Garant, Custos und Erhalter des Friedens. Schon jetzt ist an etlichen Orten eine französische Deputation mehr respectirt als der Reichshofrath oder eine kaiserliche Commission. Die Weiber und das Geld sind es, die allenthalben dem französischen Einfluß den Weg öffnen."

Was nun thun, wenn der Eintritt in die Tripelallianz nicht räthlich ist, was thun, damit die Zeit benützt werde, um das Reich in eine considerable Position zu versehen? Leibniz führt hier einen Gedanken aus, der dem Vierundzwanzigjährigen alle Ehre macht. Mit den abgelebten Organen des Reichs ist nichts anzufangen, so lautet seine Meinung, nur Particularbündnisse sind im Stande, eine wirklich deutsche Macht aufzurichten. Das Einzige, was übrig bleibt, ist, daß wir uns selbst helfen, daß wir für uns einen Grund legen, daß wir eine Particularunion gewisser considerabler, der Gefahr nächsten oder des Reichs Angelegenheiten sich für andere annehmenden Stände, das ist eine kleine Allianz machen. Wollten wir für die Besserung auf die Comitten (Reichstage) warten, so dürfte es lang werden. Denn die Stände und Legaten können ja bekanntlich über die geringste Sache nicht Eins werden, und überhaupt ist auf den Reichstagen mit ihrem Pomp und Parade nichts auszurichten, wo über leeren Förmlichkeiten die Sache zu kurz kommt. Zu geschweigen, daß nichts, das in Comitten beschlossen werden soll, geheim gehalten werden kann. Daher gestalten Sachen nach eine öffentliche Reformation der Republik und Constitution, ein Reichsschatz, ein Reichsheer, Reichsoberleitung für beständige Zeit, nicht zu hoffen steht. Es darf aber dieser Hindernisse wegen der so wichtige Punkt der Sicherheit des Reichs, daran seine Wohlfahrt hängt, nicht unerörtert bleiben. Wir würden bei der Posterität diese schändliche Nachlässigkeit nicht verantworten können. Ist derowegen auf andere Mittel zu denken nöthig, durch welche ohne Comovirung der Comitten, ohne Aenderung der äußerlichen Form der Repu-

blitz, ohne Lärm und Pomp, der die besten Pläne vereitelt, gleichsam mit halbem Wind, mit schiefem Segel dahin zu gelangen, wozu man geraden Laufs, mit vollen Segeln, auf offenem Reichstag nicht gelangen kann.

Was die Vorschläge im Einzelnen betrifft, so dringt Leibniz vor Allem darauf, durch die neue Allianz dürfe keine Trennung im Reich verursacht werden. Man darf den Bund im Bunde nicht so einrichten, daß ein Gegenbündniß entsteht. Es gilt vorsichtig und völlig unparteiisch zu Werk zu gehen, sonst würde man denen, so sich auf des Reiches Sturz freuen, die gewünschte Gelegenheit und einen Schein des Rechts an die Hand geben, eine Gegenallianz zu machen, Süddeutschland von Norddeutschland (*Germaniam superiorem ab inferiori*) zu trennen und also der Republik unseres Reichs die letzte Delung zu geben. Vielmehr muß das Bündniß so eingerichtet sein, daß jeder Stand des Reichs ohne Unterschied (nicht aber die Fremden) Macht haben muß, in dasselbe zu treten, ohne Unterschied der Religion, Fürsten und Städte, sie seien triplisch oder anti-triplisch gesinnt; die Deutsch-Gesinnten und die Französisch-Gesinnten und endlich Oestreich selbst, wengleich nur mit seinen Erbländen, sie alle können allmählig beigezogen werden. Die Politik dieses Bundes muß zunächst, im Interesse seiner Erstarkung, eine durchaus friedliche und neutrale bleiben, es darf durch sie Frankreich keinerlei Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben werden. Man darf es Anfangs nicht sagen und nicht verreden, was der wahre Zweck der Allianz sei, obgleich es sich von selbst versteht und zu seiner Zeit herausbrechen muß, daß die Allianz dem lothringischen und burgundischen Kreis Garantie zu leisten Zug und Recht habe. Ist aber die Allianz einmal so in aller Stille fertig, so wird es in Frankreich wohl gar an Kräften mangeln, solche über'n Haufen zu stoßen und etwas, so dem Reich zuständig, als Niederland, Rheinstrom, Lothringen ferner anzugreifen; oder aber wird es auf den Fall der Noth genugsam Widerstand finden. Sind wir denn endlich, ohne daß die Welt es merkte, zu einer richtigen Form kommen, haben wir, wie das Reich als *persona civilis* es braucht, ein beständiges Reichsheer (Gliedermaßen), einen beständigen Reichsschatz (Blut), ein beständiges Reichsdirectorium (Seele), alsdann werden unsere Sachen überhaupt ein ander Aussehen haben. Die Herren Tripler, die uns jetzt so vornehm behandeln, werden uns alsdann suchen; alle Potentaten, auch so bisher unsere angebotene *Mediationes* und *Interpositiones* verlacht, werden wohl eine andere Reflexion auf uns machen müssen. Dann erst wird man die Früchte des Friedens genießen können, wenn man im Frieden zum Kriege geschickt ist. Alsdann wird Deutschland seine Macht erst kennen, wenn es sich beisammen sieht, und Manchem andere Gedanken machen, der jetzt nicht weiß, wie er verächtliche Worte genugsam zu dessen Beschimpfung zusammenklauben kann . . . Deutschland ist der Erisapfel, wie anfangs Grie-

henland und hernach Italien. Deutschland ist der Ball, den einander zugeworfen, die um die Monarchie gespielt, Deutschland ist der Kampfplatz, darauf um die Meisterschaft von Europa gekämpft. Kürzlich, Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich recolligirt, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung es zu gewinnen, abgeschnitten. — Leibniz schließt die Schrift mit einem großartigen Ausblick auf die Aera des Friedens, die sich mit der Sammlung und Kräftigung Deutschlands eröffnen werde, auf die Zeit, da jedes Volk seinen Wirkungskreis findet, Frankreich die Plane seines ruhelosen Ehrgeizes und seine überschüssigen Kräfte nach dem Orient trägt, der Kaiser aber im Verein mit dem geistlichen Haupt der Christenheit sein Amt als Advocat der ganzen umfassenden Kirche wirklich exerciren, das allgemeine Beste der gesammten Christenheit suchen und ohne Schwertstreich die Schwerter in der Scheide halten wird.

Es ist eine merkwürdige Kraft und Sicherheit des politischen Denkens in dieser Staatschrift, die damals nicht gedruckt wurde, aber bestimmt war, von den verschiedenen Gesandten und Fürsten gelesen zu werden. In der Motivirung des Einzelnen ist Vieles veraltet und einen unmittelbaren Erfolg hat die Schrift bekanntlich nicht gehabt; schmählich scheiterten die schwachen Versuche eine ähnliche Allianz wirklich durchzuführen. Aber die Grundgedanken haben sich doch bewährt, obwol Leibniz zu jener Zeit seinen Standort noch in der Mainzer Politik hatte, und Kurmainz, das damals das Reichsdirectorium führte, als Kern der neuen Reichsbildung mittelst eines Particularbündnisses betrachtete.

Zwei Dinge standen bei Leibniz fest und bildeten den Ausgangspunkt seiner Entwürfe: die überschüssige Kraft Frankreichs verlangt eine Ablenkung nach außen, und Deutschland ist in seiner gegenwärtigen Verfassung dem Anprall Frankreichs nicht gewachsen. Daraus entstand der vielberufene egyptische Vorschlag, der in der Zeit reifte, als der holländische Krieg schon im Gang, das deutsche Reich aber in denselben noch nicht eingetreten war. Im Keim war der Vorschlag schon im „Bedenken von der öffentlichen Sicherheit“ enthalten, seine Ausführung beschäftigt Leibniz in den folgenden Jahren. Er selbst begibt sich, um ihn persönlich zu betreiben, im Jahre 1672 nach Paris, wo er, einen Aufenthalt in London abgerechnet, bis zum Jahr 1676 verweilt. Seitdem die authentischen Actenstücke über diesen Plan durch Dnno Kloppe veröffentlicht sind, ist man einig darüber, daß derselbe keineswegs so chimärisch war, als früher geglaubt wurde. Am wenigsten aber kann das patriotische Motiv verkannt werden, das Leibniz trieb, einen solchen Plan nicht bloß auszuarbeiten, sondern auch persönlich in Paris zu betreiben und noch später gelegentlich darauf zurückzukommen. Es ist eine Fülle von ge-

Grenzboten II. 1870.

sichtlichen und geographischen Kenntnissen, eine Fülle von scharfsinnigen politischen Argumenten, die Leibniz anbietet, um Frankreich den Orient als das angemessene Feld seines Ehrgeizes zu empfehlen. Uner schöpfl ich sind die Gründe, mit welchen dieses Unternehmen als legitim, als christlich, als leicht und sicher, als gerechte Befriedigung der französischen Eroberungspolitik, endlich als eine wissenschaftliche That gepriesen wird. Es sollte ein letzter Versuch sein, furchtbares Unheil von Deutschland abzuwenden, und vielleicht war Leibniz trotz seines Optimismus und trotz seiner beredten Befürwortung nicht verwundert, daß Ludwig diese fernen Pläne ablehnte und nach der Maxime handelte: Sieh, das Gute liegt so nah. Denn keiner kannte die verlockende Beschaffenheit des deutschen Reichs besser als Leibniz selbst. Unter den Gründen, die er für den modernen Kreuzzug anführt, war auch der, daß die holländische Macht in Indien am sichersten durch eine Expedition nach Egypten getroffen werden könne. Der Zug Napoleons nach dem Nillande hatte bekanntlich den gleichen Zweck: die Erbin Hollands, die englische Macht zu treffen. Wie man weiß, hat aber Napoleon von dem Plane Leibnizens erst nach seinem Pyramidenfeldzug Kenntniß erhalten. Von Interesse ist es auch, heute Sätze wie den zu lesen: „Wer Egypten hat, kann dem Erdkreis unermesslich Schaden oder nützen; Schaden, wenn er nach Art der Türken den Handel hemmt und abschneidet, nützen aber, wenn er durch einen Kanal das rothe Meer mit dem Nil oder dem Mittelmeere verbindet.“

Während Leibniz in Paris war und hier theils seinen ägyptischen Plan befürwortete, theils Geschäfte im Auftrag des Mainzer Hofes besorgte, theils endlich seinen wissenschaftlichen Studien oblag und Verbindungen mit französischen und englischen Gelehrten anknüpfte, war das deutsche Reich in den holländischen Krieg hineingezogen worden. England und Schweden hatten sich, wie Leibniz vorausgesehen, von der holländischen Allianz zurückgezogen. Dagegen war dem Handelsstaat in dem großen Kurfürsten ein kräftiger Bundesgenosse erstanden, und um den Kurfürsten in seinen Unternehmungen zu hemmen, hatte jetzt auch der Kaiser ein Bündniß mit ihm zur Unterstützung der Holländer abgeschlossen. Früher war es Leibnizens Meinung, Deutschland müsse den Krieg vermeiden; jetzt, da der Krieg beschlossen war, änderte er die Taktik, jetzt sollte derselbe mit allen Mitteln durchgeführt werden. Ernste Mahnworte richtete er an die drei von Frankreich zunächst bedrohten Länder, an England, an Holland, an Deutschland. Es sind drei zusammengehörige Schriften aus den Jahren 1673 und 1674, die zu jenen von Pfleiderer aufgefundenen und mit größter Wahrscheinlichkeit Leibniz zugeschriebenen Flugschriften gehören. England wird das Thörichte und Verderbliche seines französischen Bündnisses vorgehalten, Holland vor der inneren Zwietracht der Parteien und der um sich greifenden dumpfen Verzweiflung

gewarnt und zum Ausharren ermuthigt. Die dritte Schrift aber, „Deutschlands Klage, Straf- und Ermahnungsrede an seine ungetreuen und verrätherischen Kinder“ richtet sich in kräftigster Weise gegen die Gefinnungslosigkeit und Schlawheit im Reich, die dem Verfasser während seines Aufenthalts in Frankreich doppelt erbärmlich erscheinen mußten. Deutschland ist redend als Mutter eingeführt, und mit gewaltiger Beredtsamkeit spricht sie den ungerathenen Kindern ins Gewissen, „welche Gott und dem Kaiser eidbrüchig zu sein, ihr liebes Vaterland zu verrathen und den Eltern sammt der ganzen Freundschaft einen ewigen Schandfleck dadurch anzuhängen, ja sich und ihre unschuldige Nation um ein schönes Geld in eine ausländische harte Knechtschaft einzuführen ihnen kein Gewissen machen. Mit welchem Gewissen wollt ihr euch denn an fremde Potentaten hängen, welche des Kaisers und des Reichs Untergang suchen, und ihnen zu ihrem bösen Vorhaben Rath und Vorschub geben können? Judas der Verräther, war ein gräulicher Bösewicht, ihr aber seid fast noch schlimmer. Insbesondere werden die katholischen Bischöfe und Fürsten hart mitgenommen, die dem ausländischen Potentaten, weil er die katholische Religion fortzupflanzen vorgebe, an die Hand stehen. Seid ihr etwa zum Theil Atheisten, so unterwerft euch gleichwohl dem Gesetz der Natur, vermöge dessen die alten Heiden dafür hielten, daß ein Jeder sein Vaterland allen anderen Sachen vorzuziehen schuldig sei. Schämeth ihr euch nicht, die ihr Christen sein wollt, ärger zu sein als die Heiden? Weiter hält die strafende Germania ihren verirrtten Kindern vor, wie bei der fremden Nation (nicht bei Allen, aber bei den Mehrsten) der Ehebruch eine Galanterie und die Hoffarth, Insolenz und Verachtung aller Völker eine angeborne Gewohnheit sei, wie die Franzosen seit zwei Jahren tyrannisch auf deutschem Boden gehauft, das Schloß in Aschaffenburg angezündet, die Städte Kolmar und Trer demolirt, die Reichsbürger zu unbarmherziger Frohn angespannt, die schöne Brücke zu Straßburg in Brand gesteckt, Kirchen und Klöster beraubt, die Leut zu Reichung unerträglicher Contributionen und Brandschakungen angestrengt haben — und an diesem Allem seid ihr schuldig. Verräther des Vaterlandes, habt ihr noch einen Funken eines redlichen deutschen Gemüths, so lasset euch doch dieses alles tief zu Herzen gehn. Examiniert euer Gewissen, ob ihr soviel Unheil, welches ihr angestiftet, an jenem großen Tag vor dem Richterstuhl Gottes zu verantworten euch getrauet. Die Gerechtigkeit Gottes schreiet euch zu: Gebt wieder die Regionen, gebt die Regionen, gebt zurück dem Vaterland die Freiheit, gebt den Geschändeten die Jungfrauschaft, den unschuldig Gemordeten das Leben wieder! Aber wie ist euch dies möglich! Ihr müßet fürwahr ein weites Gewissen haben, wenn ihr nicht in Desperationsgedanken gerathen solltet. Vielleicht aber gehet es euch, wie denen vertieften Schuldnern, welche, wenn sie einmal die Scham verloren und ander-

sten Credit finden, sich immer mehr und mehr in Schulden einzuwickeln keinen Abscheu tragen. — Eine herzliche und mütterliche Ermahnung an die treugebliebenen Kinder schließt diese gewaltige Flugschrift: „Schaffet die französischen Agenten und Residenten aus dem Land. Ermuntert eure deutsche Tapferkeit und zeigt den Franzosen, daß man mehr mit Drausschlagen als mit Prahlen gewinne. Verlasset euch auf eure gerechte Sache und glaubet gewiß, daß euch Gott Muth, Stärke und Sieg geben werde. Lasset euch die Angelegenheiten des Kriegs nicht abschrecken, denn ohne dieselben kein Krieg geführt werden kann. Lasset euch die großen Unkosten des Kriegs nicht dauern; denn ihr erhaltet dadurch ein unschätzbares Kleinod, die Freiheit des Vaterlandes von fremdem Joch ist nicht mit Geld zu bezahlen. Nunmehr ist ohne Krieg kein Friede und Ruhe in Deutschland zu hoffen; bellum geritur ut pax aquiratur; der Deutschen von denen Franzosen angegriffene Freiheit muß durchs Schwert erhalten sein. Darum auf, alle redlichen deutschen Patrioten, auf, auf! Eure Freiheit stehet auf dem Spiel, lasset euch solche zu erhalten keine Gefahr abschrecken, Gedenket, daß „Süß ist und rühmlich der Tod fürs Vaterland“.

Was solche Ermahnungen fruchteten, das zeigte der schmähliche Friede von Nimwegen 1678—1679. Und doch sollte dieser Friede erst der Anfang der Demüthigungen sein, welche über das Reich verhängt waren. Im Jahr 1680 begann das System der Reuntonen und 1681 folgte der Raub Straßburgs. Aus dieser Zeit stammt eine Anzahl von Leibnizischen Gedichten und Anagrammen, deren spielende Künsteleien nicht verhindern, daß des Deutschen Trauer und Zorn über das Schicksal der deutschen Stadt zu lebhaftem Ausdruck kommt. Zwei Jahre später schreibt er die meisterhafte Satire Mars Christianissimus, um die öffentliche Meinung Europas gegen den großen König aufzubringen, unter bitteren Ausfällen gegen die Gallogrecs, die Verräther in Deutschland. Bekanntlich schreibt der Verfasser selbst unter der Maske eines dieser Gallogrecs, der seiner Bewunderung für Frankreich und dessen großen Monarchen freien Lauf läßt. Die Satire erreicht ihren Höhepunkt in jener Stelle, wo der Verfasser ein Gespräch beschreibt mit anderen, patriotisch gesinnten Deutschen, die er zu seiner verrätherischen Meinung bekehrt. „Ich machte sogar, daß sie begriffen, wie wir vor der Kirche Bestes arbeiteten, und daß der Name des Vaterlandes nur ein Schrecksal der Idioten sei, da hingegen ein herzhafter Mensch allenthalben sein Vaterland finde, oder vielmehr der Himmel das allgemeine Vaterland der Christen sei, hauptsächlich aber der Sondernutz der deutschen Völkerschaft dem allgemeinen Besten der Christenheit, wie auch des Himmels Verordnung weichen müsse.“

Allein während Leibniz diese agitatorische Schrift, eine seiner besten, verfaßte, — er schrieb sie lateinisch und französisch und ließ sie auch in deutscher

Sprache erscheinen — war er mehr denn je überzeugt, daß, wie tief auch die Schmach von Straßburg brenne, das Reich in seiner trostlosen Verfassung den Krieg mit Frankreich nicht aufzunehmen im Stande sei. Der erregte Patriot wird jetzt wieder vom kalt rechnenden Staatsmann abgelöst. Klaren Blicks hatte er die Schäden im ersten Krieg erkannt: auf der einen Seite der große umsichtige König, rasch entschlossen, die geheimgehaltenen Pläne auszuführen, auf der anderen Gegner, die ohne gerüstet zu sein, in den Tag hinein in den Krieg gehen, ohne Schatz, ohne Lebensmittel, ohne Plan, ohne geübte Soldaten, schläfrig, lahm in der Ausführung; eigenfönnig die einen, unbeständig die anderen, alle aber zwieträftig — kurz wie wenn ein ungeschlachter Riese kämpft mit einem geübten Fechter von Fach. Diese Erfahrungen, dann der Hader der Bekenntnisse, die durch Oestreichs Glaubensverfolgung zum Aufstand getriebenen Ungarn, die durch sie und Frankreichs Unterstützung herbeigerufenen Türken, die 1683 bis vor die Thore Wiens dringen, endlich die Verstimmung des Kurfürsten von Brandenburg, der sich als von Kaiser und Reich schände verlassen grollend zurückzog, — alles dies machte, daß Leibniz im Widerspruch mit seinen letzten Schriften sich genöthigt sah, zum Accommodement mit Frankreich zu rathen, um bessere Zeiten abzuwarten. Leibniz sieht jetzt geradezu die Gefahr eines völligen Untergangs des Reichs und das ist ihm der oberste Gesichtspunkt. „Um in dieser Frage richtig zu denken, um sich keine Gewissensvorwürfe hinterher machen zu müssen, um der Pflicht gegen das Vaterland, die Ehre, die Freundschaft zu genügen, darf man sich weder schmeicheln, noch der Entmuthigung Raum geben, die wahren Gründe von Furcht und Hoffnung durch eine voreingenommene Einbildungskraft weder übertreiben noch unterschätzen; mit einem Wort, man braucht einen Augenblick völliger Geistes- und Gemüthsruhe, um nur und allein auf die Stimme der Vernunft zu hören.“ In dieser Stimmung nun — weder aufgereggt noch niedergeschlagen — schreibt er die Consultation touchant la guerre ou l'accomodement avec la France, eine höchst merkwürdige Schrift, weil sie eben mit klarstem Bewußtsein den undankbaren Standpunkt des kalten Diplomaten gegen die berechtigte Erregung des Patriotismus vertritt. Denn der Krieg ist gerecht, die Ehre wie das Interesse der Selbsterhaltung verlangen ihn gleichmäÙig. Aber die Frage ist in dieser höchsten Gefahr die, ob es besser sei, sofort mit Frankreich zu brechen oder sich auseinanderzusetzen und die Abrechnung für günstigere Zeiten aufzusparen. „So schwer es einem edlen Gemüth fallen muß, sich unter die Ungunst der Verhältnisse zu beugen und unwürdige Beleidigungen, Hohn und Uebermuth hinzunehmen, so schwer der Widerstreit zwischen Edelsinn und Vernunft sein mag, so muß man eben doch schließlich auf die Stimme des Gewissens und Gottes hören. Es ist nicht zu entschuldigen, sich und den Staat ins Ver-

derben zu stürzen und das Vaterland zu ruiniren — bloß der Ehre wegen. Denn daß es so kommen könnte, ist nur zu wahrscheinlich, wie jetzt die Sachen stehen. Auf besondere Wunder und außerordentliche Glücksfälle zu hoffen, heißt Gott versuchen. Er hat uns kein Wunder versprochen und nicht immer siegt hienieden die gute Sache.“ Und nun wird die politische Lage eingehend erörtert. Das Resultat ist, daß für den Augenblick nichts zu machen sei. So wehe es thut, man muß sich der Nothwendigkeit fügen und günstigere Umstände abwarten, wo sich die Scharte ausweken läßt. Und dieselben werden kommen. Bereits beginnt der Kaiser bessere Erfolge in Ungarn zu haben; und was den Kurfürsten von Brandenburg betrifft, so hat er doch schließlich trotz seiner dormaligen Verstimmung ein Herz, das fühlt mit den Leiden seines Vaterlandes, einen deutschen Sinn. Und auf Gelegenheit, mit besseren Kräften Frankreich gegenüberzutreten, wird man nicht lange warten müssen. Sicher bricht es den Waffenstillstand bald und macht das Maß voll, daß es überläuft. Daher ducke man sich eben jetzt ein wenig und lasse den Sturm über sich weghrausen, indem wir uns für eine bessere Zeit aufsparen. Können wir durch diesen Waffenstillstand nur ein paar Jahre Ruhe gewinnen, so halte ich Europa für gerettet. Freilich müssen wir die Zeit gehörig nützen, um unsere Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und dürfen nicht im Schatten eines trügerischen Friedens schläfrig werden. Wir müssen Frankreich täuschen, als entwaffneten wir, während wir unsere Truppen bei einander behalten, denn eine stehende Bewaffnung thut unter diesen Umständen dringend noth u. s. w.

Die Gründe dieser Denkschrift waren einleuchtend. Wirklich wurde, weil „im Augenblicke nichts zu machen war“, zu Regensburg der „20 jährige“ Waffenstillstand verabredet. Auch das von Leibniz empfohlene Bündniß oder wenigstens etwas ähnliches kam 1686 zu Stande durch den Augsburger Bund gegen Frankreich, zu dem sich auf Betrieb Wilhelms von Oranien der Kaiser, Holland, Brandenburg und andere Reichsstände, dazu Spanien und Schweden verbanden. Gleichzeitig nimmt der Türkenkrieg eine günstige Wendung, und Leibniz kommt nun auf seinen egyptischen Vorschlag zurück, in einer merkwürdigen Schrift vom Jahre 1687, die zwischen dem Mars Christianissimus und dem consilium egyptiacum gewissermaßen mitten inne steht, sofern sie zwar die Ironie gegen den allerchristlichsten König erneuert, gleichzeitig ihm aber doch die Verfolgung seines „Hauptbessins“ als sein wahres Interesse vorstellt, so daß vor aller Welt Ludwig durch diese „freimüthige Muthmaßung über seine innersten Gedanken“ gleichsam gebunden werden soll und worin zugleich die Idee ausgeführt ist, daß durch eine Theilung der Türkei zwischen Oestreich und Frankreich die Interessen der beiden Rivalen versöhnt werden sollen.

Auch diesmal aber lag dem König der Rhein näher als der Nil. Im September 1688, vier Jahre nach dem Regensburger Uebereinkommen, brach Ludwig den 20jährigen Waffenstillstand, indem er gleichzeitig mit seiner Kriegserklärung den Rhein überfiel und mit seinen Banden den fränkischen und schwäbischen Kreis überschwemmte. Das zerstörte Schloß von Heidelberg, die Niederbrennung von Worms, die Plünderung von Speier mit den geschändeten Kaisergräbern sind die unverlöschlichen Erinnerungen an diesen Ueberfall. Jetzt galt Leibnizens Feder selbstverständlich wieder der Sache des Kriegs. Gegen die übermüthige französische Kriegserklärung schrieb er das kaiserliche Antwortmanifest. Bekanntlich hat schon Guhrauer als dessen Verfasser Leibniz in Anspruch genommen; Klopp findet die Gründe nicht beweisend, während Pfliederer wieder die Einwendungen Klopps als unzutreffend zurückweist. Gleichzeitig verfaßt Leibniz die für die Höfe bestimmten Reflexions sur la déclaration de la guerre, die unzweifelhaft von Leibniz herrühren und ein ausführlicher Commentar zum Manifest, ein umfassender Anklageact gegen Ludwigs Eroberungspolitik sind. Wir heben nur die eine Stelle heraus: „das französische Manifest sagt, diese Abtretungen (von Straßburg und Luxemburg) werden alle Ursache des Mißverständnisses zwischen Deutschland und Frankreich aus dem Wege räumen. Allein da fehlt es doch weit. Ist dieser Uebermuth, der alle Geduldsfäden reißen macht, nicht vielmehr das, was die gemäßigtesten Geister, welche noch einen Funken von Ehre im Leibe haben, nur erbittern muß, statt die Mißverständnisse zu heben? Das ist am Tag, es gibt in Ewigkeit keine Ruhe zwischen Deutschland und Frankreich, wenn dieses nicht seine unerträglichen Räubereien wieder gut macht. Ist es doch wahrlich keine Kleinigkeit, deren beständige Abtretung Frankreich uns zumuthet. Ueberhaupt kann man das Lachen nicht halten, wenn man die Franzosen den sehnlichen Wunsch nach einem beständigen Frieden aussprechen und sich beklagen hört, daß wir so wenig Neigung zu einem so großem Gute haben. Wenn diese Herren den Frieden predigen, so ist das fast wie die Predigt, welche Keineke Fuchs unterwegs auf seiner Pilgerfahrt einem Hühnerhose hielt. Dahin muß man sie schicken, wo's allerdings einen ewigen Frieden gibt — auf den Kirchhof! . . . Das deutsche Volk ist mit einer noch nie erhörten Unverschämtheit behandelt worden; die Schmach desselben wird ewig bleiben, wenn sie nicht abgewaschen wird — im Blut der Feinde. Finden wir kein Mittel, die Quartiere jenseits des Rheins aufzuschlagen, und den Schrecken ins Feindesland selbst zu tragen, so braucht man kein Prophet oder Prophetenschüler zu sein, um einen für uns schimpflichen Frieden vorauszusagen. Wenn aber Frankreich sich diesmal in seinem Raub erhält, dann gute Nacht Unabhängigkeit von Europa!“ Die Schrift führt dann noch aus, daß jetzt Alles günstig liege, und schließt

auf folgende kräftige Weise: „Man verzagt in Deutschland nicht: den Türken, den Brecher der alten Verträge, hat man gebändigt und zu Boden geworfen; man wird auch noch den Franzosen, den Brecher der frischen Verträge, niederwerfen können!“

Leibniz ist also jetzt für energische Führung des Kriegs. Noch in demselben Jahr, als inzwischen schon die Dinge übel gingen, schrieb er die kleine für Deutschland insbesondere berechnete Schrift: „Die geschwinde Kriegsverfassung“, worin er eine „Verordnung, so weiland König Ludwig XIII. in Frankreich in einer dringenden Noth ergehen lassen, um Völker in Eil aufzubringen“, reproducirt und mit einem geharnischten Vorwort begleitet, das die Schläfer Angesichts der drohenden Fremdherrschaft aufwecken soll. „Da doch der gemeine Mann bedenken sollte, daß das französische Joch unerträglich, und die Deutschen von ihnen nichts besser als Sklaven geachtet, wie süß sie ihnen auch anjehz pfeifen. Gewiß, man weiß, wie die Franzosen schon längst verächtlich von den Deutschen und Holländern reden, als wären's grobe, ungeschickte Leute, gut zur Arbeit und weiter nichts. Da kann man sich die Rechnung machen, was einstmals von der französischen Herrschaft zu erwarten. Es ist noch Zeit aufzuwachen; aber es ist ein Donnerschlag nöthig die Deutschen munter zu machen. Das kann die letzte Niederlage in Schwaben wirken. In Dingen, die wenig wichtig, zeigen wir Muth und Verstand; wo es aber auf die allgemeine Wohlfahrt ankommt, da sind wir gleichsam ohne Geist und Seele. Kommt mir vor, als ob ein großer König nichts als Tanzen gelernt hätte. Hat mancher mit seinem Nachbar eine Kleinigkeit wegen eines Grenzsteins oder Jagdgerechtigkeit, da weiß man Alles rege zu machen. Aber wo der ganze Staat auf dem Spiel steht, will man sich ruhig drein geben und mit dem fato entschuldigen, was man sich selbst geschmiedet. Der Himmel hat noch kein Edikt für Frankreich ausgehen lassen. Gott ist vor die, so sich der von ihm gegebenen Vernunft und Mittel bedienen, vor die besten Regimente und vor die guten Rathschläge.“

Schon in dieser Schrift, deren Grundgedanke ist, daß man auch vom Feind lernen möge, wurde die Ueberlegenheit des französischen Heerwesens über das deutsche in den wesentlichsten Zügen klar und überzeugend entwickelt. Zur eingehenderen Beantwortung der Frage, woher das unabänderliche Mißgeschick der deutschen Waffen komme, schrieb Leibniz Ende 1691 die neue Schrift: *Consultation sur les affaires générales à la fin de la campagne de 1691*. Eine bessere Regelung der militärischen Verhältnisse erscheint ihm als die Hauptsache. Zu dem Ende wird wiederum mit größtem Nachdruck vor Allem die Einigung innerhalb Deutschlands gefordert und eine Art von Particularbündniß der Staaten, denen es Ernst ist, vorgeschlagen, diesmal zu dem besonderen Zweck, die gegenseitigen Beeinträchtigungen durch die ver-

schiedenen einer strengen Gesamtleitung entbehrenden Truppentheile abzustellen. Dieser Punkt macht die Schrift historisch besonders interessant, denn sie gewährt einen deutlichen Einblick in das durch den dreißigjährigen Krieg verwilderte und verrothete Soldatenwesen. Auch fehlt es nicht an eindringlichen Ermahnungen an den Wiener Hof, die Sache des Reichs nicht mehr nur so gelegentlich (*par manière d'acquit*) neben den ungarischen Dingen zu behandeln. Der rastlos erfindertische Geist Leibnizens macht Streifzüge selbst in die eigentliche Strategie, indem er im Jahr 1692 den Plan einer Landung in Biscaya erörtert: „*Projet de descente en Biscaye*“, um den Seesieg der Engländer bei la Hogue gründlich auszunützen.

Was Leibniz für den Fall fortdauernder Halbheit und Schläfrigkeit vorausgesagt hatte, konnte nicht ausbleiben. Das Grundübel sah er in der Vielstaaterei. Im Januar 1693 schrieb er an seinen Freund Rudolf in Wien: „Es ist, wie Du sagst, daß man im Reich nicht verfährt, wie sich gehört. Aber ich sehe auch kaum ab, wie dies bei der großen Menge von Fürsten und Herrn anders sein kann. Die Maschine ist zu verwickelt, so daß sie gar leicht versagt. Möchten doch wenigstens die Mächtigeren sich des Allgemeinen annehmen, statt nach einigen elenden Vortheilchen für sich oder vielmehr für ihre Leute zu haschen. Möchten sie das Wohl ihrer Bundesgenossen für so wichtig erachten, wie das eigene; nur so ist das Vaterland zu retten. Denn wo es sich um Sein oder Nichtsein, um Selbständigkeit und Freiheit handelt, ist es ja wahnwitzig, erbärmlichen Kleinigkeiten nachzujagen.“ — Das Ende war der Ryswicker Friede im Jahr 1698, der Straßburg und die elsäßischen Reunionen für immer dem Gegner überlieferte. Aus der Zeit der Ryswicker Unterhandlungen waren bis jetzt keine Schriften von Leibniz bekannt. Die Ausgabe von Dnno Klopp geht, so weit sie vorliegt, nur bis ins Jahr 1688—1689. Pfeleiderer aber weiß diese empfindliche Lücke wieder durch ein paar Schriften auszufüllen, welche zeigen, daß Leibniz auch in dieser Zeit auf seinem Freiwilligenposten stand und das Mögliche that, um die Schmach abzuwenden. Diese Schriften gehen unmittelbar gegen den beabsichtigten Friedensschluß und weisen die schwere Schädigung nach, welche Deutschland und mittelbar Europa durch seine Bedingungen erleiden würde. Es ist insbesondere die Herausgabe von Straßburg und Luxemburg, dem „Hauptschlüssel“ Deutschlands gegen Frankreich, die Leibniz nachdrücklich verlangt. Wie ihm persönlich vor und nach diesem demüthigenden Frieden zu Muth war, ersieht man weniger aus diesen wesentlich staatsmännischen Schriften, als aus den Privatbriefen, die er in dieser Zeit an seinen Freund Rudolf schrieb. So in einem Brief aus dem Jahr 1697: „Ich kann gar nicht sagen, wie mich die Nachricht ergriffen hat, daß wir Straßburg für immer verlieren sollen. Aber das

verdienen wir Deutsche, die in der schwersten Gefahr Zeit haben für Lumpenfragen, weiß nicht worüber, die niemals etwas zur rechten Zeit thun können. Wir hätten selbst mit viel mehr Schneide und Wucht angreifen, hätten die Holländer und Engländer in ihrer Bedrängniß kräftiger unterstützen sollen, wollten wir beim Friedensschluß nicht zu kurz kommen. Die Deutschen hätten mehr leisten können, sie hätten auf den Verfasser des vor einigen Jahren erschienenen Büchleins „Auch vom Feinde darf man lernen“ (eben jene Leibnizische Schrift von der Geschwinden Kriegsverfassung) hören sollen. Allerdings sind die zwei tröstlichen Ereignisse nicht zu verachten, die Niederlage der Türken und die Erfolge des neuen Polenkönigs. Aber wir Deutschen sind nur zu geneigt, uns solchen Tröstungen hinzugeben und die alten Schäden zu vergessen; das möchte recht gut sein, wenn wir nicht wieder in die frühere Erstarrung zurückfälen. Ich fürchte in der That, daß diese glücklichen Ereignisse die Todeswunde nicht heilen, welche uns dieser über alle Maßen unbillige Frieden geschlagen. Ist der Oberrhein verloren, so ist klar, daß ein großer Theil Deutschlands dem Fremden doch nicht entinnen kann; es steht zu fürchten, daß das Uebel weiter frißt.“ Und im December 1698 nach dem Frieden: „So oft ich den gefährlichen Stand der Dinge und dagegen unsere dermalige Schläfrigkeit und Kopfslosigkeit erwäge, so oft schäme ich mich für uns vor der Nachwelt. Uns Große unbekümmert, streiten wir uns um des Kaisers Bart. Dies macht, daß es mich beinahe anekelt, an unsere dermalige Geschichte auch nur zu denken. So sehr bestätigen wir Deutsche durch unser Handeln die schlimmen Urtheile, welche das Ausland über uns fällt.“

Unter den Eindrücken dieses Friedens wandte sich Leibniz in den nächsten Jahren vorzugsweise inneren deutschen Fragen und friedlichen Interessen zu. In diese Zeit fallen seine Bestrebungen, das hannoversche Erstgeburtsrecht festzustellen, und durch Erlangung des Kurhuts für Hannover einen Ersatz für die geschwächten und ganz unter französischem Einfluß stehenden west- und südwestlichen Kurfürstenthümer zu gewinnen. Um eben diese Zeit strebte er mehr und mehr nach dem Berliner Hof hin, um dort einen festen Kernpunkt inmitten der allgemeinen Zerfahrenheit zu finden, um hier besonders seine gewaltigen Bestrebungen in Sachen der Kircheneinigung, der Bildung und Aufklärung zu verwirklichen. Die schönste Frucht dieser Bemühungen ist die Gründung der Berliner Academie, mit ihren weittragenden, hoch über bloße Stubengelehrsamkeit hinausragenden Plänen und Zielen.

Auch von Frankreich hoffte jetzt Leibniz, nachdem es die Höhe seines Ruhmes erreicht, eine Friedenssaera, wenigstens wünschte er sie. Es sollte jetzt, übersättigt vom Kriegsrühm, einmal dem Friedensrühm sich zuwenden. Anknüpfend an das wirklich Große, was damals die französische Literatur

leistete, und an Ludwigs Eitelkeit sich wendend, der in Allem ein Halbgott sein wollte, geht Leibnizens nächstes Bestreben darauf, ihn gerade in diesen Friedenswerken zu bestärken, und diese Bahn als diejenige zu bezeichnen, auf der ihm noch reiche neue Lorbeeren winken, nachdem er auf dem Schlachtfeld die Palme längst davongetragen. Dies gibt den Schlüssel für verschiedene Gedichte und Aufsätze dieser Zeit, in welchen Leibniz sich an Frankreich und Ludwig wendet, und die, wenn man seine schriftstellerische Thätigkeit im Ganzen überblickt, in der That unmöglich mißverstanden werden können. Sie sind eingegeben von der ernstlichen Sorge für Deutschland, dessen Schwächen er genugsam erprobt hatte, und von dem redlichen Bestreben, daß Ludwig seine unbestreitbare Machtstellung fürs allgemeine Wohl und sein eigenes besser anwenden möge, als er that. Selbst vor dem gewagten Gedanken, Ludwig sich als Haupt der europäischen Geistesarbeit vorzustellen, schreckte er in dieser Zeit nicht zurück. Er machte hier Vorschläge, die er kurze Zeit darauf wesentlich an die Idee einer deutschen Academie knüpfte.

Doch nur, solange der Friede währte, führte der unverwüßliche kosmopolitische Sinn in ihm die Herrschaft. Bald genug steht er wieder in den Reihen der Gegner Ludwigs. Der spanische Erbfolgekrieg ruft ihn aufs Neue nicht bloß zur Feder, sondern auch zu lebendiger persönlicher Theilnahme. Zu Anfang und zu Ende dieses Kriegs befindet er sich in voller Thätigkeit zu Wien. Die Schriften, welche dieser Zeit angehören, füllen — allerdings ganz ungeordnet — bei Foucher de Careil nicht weniger als 1½ Bände. Gemeinsam ist ihnen allen das Bemühen, die europäischen Mächte zu unzertrennlicher Gesamtheitnahme an dem Kampf zu ermuntern, da ja auch die Gefahr schließlich einem Jeden mittelbar oder unmittelbar drohe. Eins seiner Gedichte aus dem Jahr 1702, an dem freilich weniger die Poesie als die Gesinnung zu loben ist, schließt mit den Worten:

Nun ist es hohe Zeit und auf das Höchste kommen,
Soll anders uns der Trost nicht gänzlich sein benommen.
Es kommt auf Freiheit nun und aufs Gewissen an,
Da wagt das Leben selbst ein rechter Wiedermann,
Es ist nach Gottes Rath; will der sich bei uns stellen,
So kann ein Strahl von ihm die große Rüstung fallen.
Und soll's verloren sein, so bleibt das höchste Gut
Dem, der vor's Vaterland und Gott vergießt das Blut!

Schon im Jahre 1701 richtete Leibniz eine „Denkschrift über politische Sachen“ an den Kaiser, um ihm ans Herz zu legen, daß Frankreich keine weiteren Bündnisse im Reich schließe, wie dies bereits mit Bayern und Köln geschehen. Gleichzeitig wendet er sich in eigenen Schriften an Venedig, an

England und Holland, an Spanien. Die Hauptschrift aus dieser Zeit ist aber das „Manifest, enthaltend die Rechte Karls III., Königs von Spanien, die Gründe seiner Expedition“ u. s. w. vom Jahre 1704, die im Auftrag des Wiener Hofes verfaßt ist und im ersten Theil die Rechtsfrage erörtert, im zweiten — der anonyme Verfasser schreibt als Spanier — seinen Landsleuten die Candidatur des Habsburgers empfiehlt.

Dem günstigen Verlauf, den der Krieg in der ersten Zeit unter der glänzenden Führung Eugens und Marlborough's nahm, folgte Leibniz mit freudiger Theilnahme. Als aber im Jahr 1711 Karl III. durch den Tod seines Bruders Josef I. die Reichskrone erhielt und damit die Wendung eintrat, welche England und Holland dem Bündniß entfremdeten, strengte Leibniz alle Kräfte an, um einen abermaligen schmachvollen Frieden abzuwenden und die Früchte der Siege zu sichern. In dieser Zeit entwickelte er eine fieberhafte Thätigkeit. Er ist gleichsam der officielle Reichspublicist. Er schreibt in einer Vorrede zur zweiten Ausgabe des Manifests Karls III., jetzt Karls VI. Er mahnt die Holländer (Reflexionen eines Holländers zc. 1713) zur Ausdauer. Und in einer Reihe von Schriften wendet er sich gleichzeitig an den Kaiser, um ihn zur Fortsetzung des Kriegs zu mahnen und mit Rath zu unterstützen. Vor dem Frieden, im Jahre 1713, sind die beiden Schriften geschrieben: „Denkschrift über die politische Weltlage“ und „Kurzes Bedenken über den gegenwärtigen Lauf des gemeinen Wesens.“ Sie sind namentlich bemerkenswerth durch das militärische Detail, in welches Leibniz hier sich einläßt. Luxussteuern, Papiergeld nach dem Muster von England, Beschaffung von Getreide, das Sanitätswesen, die Schonung der Pferde, die Bewaffnung. Alles interessirt ihn. „Von Waffen wäre viel zu sagen; solche sind anjeko in einem ganz andern Stand, als vor Jahren, und dürften bald noch ferner in einen andern Stand gerathen. Wer hier einen Vorsprung hat, dem gehört der Sieg. Neue Erfindungen von erfahrenen und ingeniosen Personen wären von trefflicher Nutzbarkeit, den Feind zu verwirren, daher ganz geheim zu treiben. Und weil mir Leute bekannt, die solche Vortheile erfunden, von denen ein Großes zu hoffen, wird solches ein eigenes Bedenken erfordern. Denn billig von Kriegsverständigen auf diesen hochwichtigen Punkt zu denken.“

Als England und Holland ihren Frieden zu Utrecht schlossen, verfaßt Leibniz seine bedeutendste Schrift aus dieser Zeit: „la paix d'Utrecht inexcusable“, um den Seemächten das Unverantwortliche ihres Abfalls vorzuhalten und dagegen das Beharren des Kaisers bei der einst gemeinsamen europäischen Sache als berechtigt und einzig vernünftig nachzuweisen. Die dem Kaiser und Reich gestellten Bedingungen, insbesondere der Satz: „Der Rhein wird als Schranke zwischen Frankreich und Deutschland dienen“ wird

von Leibniz mit Entrüstung als unverschämt und unannehmbar zurückgewiesen und erklärt, daß ohne Rückkehr auf den Stand des westfälischen Friedens, d. h. ohne volle Rückgabe von Straßburg, Elsaß und Lothringen weder Ruhe noch Sicherheit zu hoffen sei.

Immer brennender wird die Frage, ob der Kaiser den Krieg fortsetzen oder dem Frieden sich bequemen solle. Mit großer Umsicht wird sie von Leibniz in einer neuen Schrift erörtert: „*Considérations relatives à la paix ou à la guerre*“. Die Sachen — muß er bekennen — stehen verzweifelt, und die Hauptsache ist, sich für bessere Zeiten zu erhalten. So könnte also der Kaiser wohl abschließen, aber ohne irgendwie auf seine Ansprüche zu verzichten. Der Friede wäre dann eine Art Waffenruhe, und neue Wechselfälle könnten bei dem Uebermuth Frankreichs nicht ausbleiben. Allein vor Abschluß eines so bedenklichen Friedens sei ernstlich zu erwägen, ob man nicht doch stark genug sei, den Krieg fortzusetzen. Abgesehen vom Länderverlust sei das Schmähtlichste, daß Frankreich in Sachen der Kurfürsten von Köln und Bayern (deren Wiedereinsetzung es verlangte) sich erlaube in innere Reichsangelegenheiten sich zu mischen. Solches zu dulden wäre eine Schmach für das ganze deutsche Volk, welches Jedermann verächtlich werden muß, wenn es sich das gefallen läßt. Dieser Punkt gerade könne in Schriften und Reden gar nicht oft genug gepredigt werden, um die stumpfsinnigen und trägen Geister aufzurütteln. Allein um sich dem widersetzen zu können, sei nöthig, daß das Reich seine volle Kraft anbiete, zuverlässige Bundesgenossen gewinne u. s. w.

Es sollte noch schlimmer kommen. In den Friedensverhandlungen, die zu Rastadt begannen, stellte das zum vollen alten Uebermuth zurückgekehrte Frankreich noch viel ungünstigere Bedingungen, als zu Utrecht. Und noch einmal stemmt sich Leibniz gegen den Abschluß in einer Schrift voll bitterer Kraft und Leidenschaft: „*Considérations sur la paix qui se traite à Rastadt*“. Und als der Kaiser (ohne das Reich) im März 1714 seinen Frieden gemacht, ruhte Leibniz nicht, um wenigstens noch den Frieden des Reichs zu Baden zu hintertreiben. Er dachte dabei besonders an die in allernächster Aussicht stehende Erhebung des Hauses Hannover auf den englischen Thron und den zu hoffenden Umschlag der englischen Politik. Allein noch im September desselben Jahres kam der Friede von Baden zu Stande, der das Reich für immer auf die Grenze des Ryswicker Friedens zurückwarf.

Damit schloß die eigentlich politische Thätigkeit Leibnizens ab. Maßlos hätte er für Deutschland gestritten, als Agitator für das Volk, als Rathgeber für die Fürsten, beseelt von einem reinen Gefühl für die nationale Ehre, und doch immer umsichtig das Mögliche erwägend, in seinem unverdrossenen Eifer fast allein stehend, mit klarem Blick in die Schäden des Reichs.

daß er vergebens durch den Appell an die moralische Energie aufzurütteln versuchte. Seine Pflicht gebot ihm für das Reich zu streiten, und seine Einsicht sagte ihm doch, daß dem Reich nicht mehr zu helfen sei. So war seine Thätigkeit eine halbhundertjährige Sisyphusarbeit, und auf ihn selbst paßte trefflich, was er über seinen Freund Boineburg gedichtet hatte:

Ob sich die Noth im Osten erhebt, im Westen der Kriegslärm,
Nimmer mit trefflichem Wort fehlte der Cöle im Rath.
Doch der Cassandra gleich fand keinen Glauben sein Warnen,
Bis die Verblendung zu spät lehrte der rauhe Erfolg.

In dem zweiten Theil seines Buchs behandelt Pfeleiderer nicht minder ausführlich die innerdeutschen Bestrebungen Leibnizens, zunächst in Bezug auf die Verfassungsfragen, wobei insbesondere der Caesarius Furstenerius eingehend gewürdigt und gegen Mißverständnisse geschützt wird, dann in Bezug auf den Inhalt des Staatslebens, auf die verschiedenen Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft, Rechtswesen, Kirche, Schule, Volkswirthschaft u. dergl. Dieser Abschnitt entbehrt der Natur der Sache nach der scharfen Würze des politischen Theils, gewährt aber doch nicht geringeres Interesse. Denn abgesehen davon, daß uns in der Behandlung so vielfacher Materien erst eine Vorstellung von der Allseitigkeit dieses Geistes aufgeht, liefert auch das Gemälde von den inneren Zuständen des Reichs, wie es hier mit den eigenen Worten Leibnizens entrollt wird, erst den Schlüssel für die sonst unbegreiflichen Jämmerlichkeiten der äußeren Politik. Und dann erfreut hier die Wahrnehmung, wie reich und fruchtbar trotz alledem die Wirksamkeit Leibnizens gewesen ist. Denn wenn er dort nur als Prediger in der Wüste erscheint zeigt er sich hier als der Vater der Aufklärung, als Urheber von tausend fortwirkenden Anregungen, als eine der gewaltigen Säulen unserer Geistesbildung, welche die beste Gewähr für die Wiedergeburt des Vaterlandes enthielt.

W. R.

Die Ministerkrisis in Württemberg.

Aus Schwaben den 26. März.

Als am Vormittag des 24. März die Kunde von der Vertagung der Kammer und den eingetretenen Ministerveränderungen durch die Straßen der Hauptstadt lief, war der Eindruck geradezu ein verblüffender. Wie sollte man sich diese Wendung zurechtlegen? Man mußte, daß eine Ministerveränderung